

ESTHER
TUSQUETS

ABSCHIED VON
DON JUAN

Roman

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5310

Liebe, die sich in Schmerz und Wut verwandelt, Liebe, die nie zu Wort kam. Sich alles von der Seele schreiben, schonungslos gegenüber sich selbst und den Geliebten: Esther Tusquets' autobiografischer Roman lässt einen nicht los. Da ist das übermächtige Bild der Mutter, an die die Tochter nie heranreicht – eine elegante Erscheinung, immer von Bewunderern umgeben, scharfzüngig und geistreich. Da ist die erste Liebe, ein Literaturlehrer an der deutschen Schule, streng und überzeugter Anhänger der Falange. Da ist der religiöse Eduardo, Komplize der Rebellion, ein Antiheld, der sich der Liebe entzieht und Zuflucht in einem bolivianischen Priesterseminar sucht. Und schließlich kommt Don Juan, die Verkörperung aller Träume, ein Frauenheld, natürlich – und mit ihm die Erkenntnis, dass sich auch an seiner Seite nicht alles ändern wird.

Esther Tusquets, geboren 1936 in Barcelona, war eine der angesehensten spanischen Schriftstellerinnen. Viele Jahrzehnte leitete sie den Verlag Lumen, verlegte etwa das Werk Umberto Ecos. Ihre feministischen Romane sorgten für großes Aufsehen in Spanien. Tusquets starb 2012 in Barcelona.

ESTHER TUSQUETS

ABSCHIED VON
DON JUAN

Roman

Aus dem Spanischen
von Angelica Ammar

SUHRKAMP

Die spanische Originalausgabe erschien 2001 unter dem Titel
Correspondencia privada bei Anagrama, Barcelona.

Erste Auflage 2022

suhrkamp taschenbuch 5310

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 2003

© Esther Tusquets, 2001

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47310-8

www.suhrkamp.de

Abschied von Don Juan

Brief an meine Mutter

(die göttlichste aller Göttinnen ...)

Heute nacht habe ich wieder geträumt, daß ich in eurer alten Wohnung war (die ihr vor langer Zeit, kurz nachdem mein Bruder und ich fast gleichzeitig ausgezogen sind und geheiratet haben, verlassen habt, um das Stadtzentrum gegen ein absurdes Wohnviertel einzutauschen, in das die spießige, wurzellose Bourgeoisie, der wir angehören, damals scharenweise auswanderte – sie sei euch nicht hell genug gewesen, hast du gesagt, aber ein weiterer Grund war zweifellos deine unstillbare Sehnsucht nach radikalen Veränderungen, die vielleicht ebenso groß ist wie meine nach Beständigkeit; jetzt beherbergt das Haus ein Altersheim, wie ich auf einem meiner melancholischen Spaziergänge durch die Schauplätze meiner Vergangenheit entdeckte), obwohl es zutreffender wäre, deine Wohnung zu sagen, denn hatte mein Vater in eurer ersten gemeinsamen Bleibe, in der mein Bruder und ich geboren wurden, noch bis zu einem gewissen Punkt seinen Geschmack und seine Vorstellungen von Wohnlichkeit durchgesetzt (in der Tat hast du auf den Photos von eurer Hochzeit und von euren Flitterwochen einen etwas erstaunten und orientierungslosen Ausdruck, der auf allen späteren Abbildungen verschwunden ist), hast du in eurer zweiten Wohnung bereits alles selbst ausgesucht, angefangen bei den Räumlichkeiten, die meiner Erinnerung nach so prächtig sind und in denen ich mich immer häufiger im Traum sehe – vielleicht, weil sich in ihnen die intensivsten Jahre meines Lebens abgespielt haben –, die mein Bruder jedoch schäbig vor Augen hat und die du Jahre später plötzlich zu dunkel fandest. Zu diesem Zeitpunkt hatte

Papa im häuslichen Bereich, Kinder eingeschlossen, bereits widerstandslos jeglichen Anspruch auf Autorität und sogar auf eine eigene Meinung aufgegeben und alles ganz in deine Hände gelegt. Zum Teil wohl, denke ich mir jetzt, aus einer gewissen Bequemlichkeit heraus, weil ihn sein Beruf zu sehr in Anspruch nahm; zum Teil, weil es in unserer Gesellschaftsschicht ganz normal war (im Haus hatte die Frau das Sagen und delegierte die Betreuung und Erziehung der Kinder mehr oder weniger an die Bediensteten weiter), vor allem aber auch, weil man um dich herum zur Überzeugung gelangt war, daß du alles – oder zumindest das, was dich interessierte und was du in Angriff nahmst – besser als jeder andere machtest, was den heimlichen Verdacht aufkommen ließ, du seist den gewöhnlichen Sterblichen überlegen. (Später, im Verlauf eines Lebens, das sein erstes halbes Jahrhundert schon lange überschritten hat, lernte ich einige Politiker kennen, einige große Unternehmer, einen bunten Haufen von Schriftstellern, Malern, Architekten und sonstigen Künstlern, die alle mit unterschiedlichem Erfolg göttliches Gehabe an den Tag legten, doch wer dich nicht zu deinen besten Zeiten erlebt hat, hat nicht die leiseste Ahnung, was es heißt, unausweichlich zur Göttlichkeit berufen zu sein.) Und das äußerte sich nicht nur darin, daß mein Bruder und ich wie so viele andere Kinder glaubten, die beste Mutter der Welt zu haben (auf den Gedanken, den besten Vater der Welt zu haben, ließst du uns erst gar nicht kommen; und trotzdem war es Papa, dem mein Bruder zu meiner großen Überraschung sein erstes Buch gewidmet hat), denn in der kleinen Welt, in der wir uns bewegten, war deine begnadete Überlegenheit ein unumstößliches Dogma, des-

sen eifrigster Verfechter mein Vater war (ohne einen so andächtig ergebenen Hohenpriester hättest du niemals so göttlich sein können).

Du warst immer die größte, hattest die blondesten Haare und die hellsten Augen (bei meiner Geburt und auf den Photographien meiner frühesten Kindheit war ich auch blond, glitt dann aber ziemlich rasch ins Brünette ab; meine Augen waren braun, und obwohl ich der nächsten Generation angehörte und nach den strengen Richtlinien des besten deutschen Ratgebers für Kindererziehung ernährt wurde, was einer moralischen Herausforderung gleichkam, mindestens so groß zu werden wie du, fehlten mir immer vier verflixte Zentimeter). Du warst so groß und so blond, hattest eine so helle, zarte, wunderschöne Haut, deine Augen und dein Blick waren so blau (ein aufblitzender, fürchterlicher Blick, der uns, wie der Blick der Gorgonen, zu Stein erstarren lassen konnte; du wußtest das, und es bereitete dir größtes Vergnügen, wie die Herrscherin von Olymp oder Walhalla funkelnde Blitze zu verschießen), daß man dich oft für eine Ausländerin hielt (bei uns in der Familie stand es hoch im Kurs, ausländisch, das heißt natürlich nordeuropäisch, auszusehen, und wir waren stolz wie Pfauen, wenn uns jemand in London, Paris oder Genf für einen Einheimischen hielt und uns nach der Uhrzeit oder dem Weg fragte).

Du warst auch immer die Intelligenteste (erinnerst du dich, wie Papa sich einmal laut fragte, woher mein Bruder und ich – wir waren damals schon erwachsen – wohl unsere Intelligenz hatten, und du ihn verblüfft angesehen hast, weil du nicht fassen konntest, wie man eine so dumme Frage überhaupt stellen konnte, worauf-

hin wir beide losprusteten?). Der Gerechtigkeit halber muß ich zugeben, daß du mir nie abgesprochen hast, intelligent zu sein – und ich bin dankbar, daß es dir nie in den Sinn gekommen wäre, Intelligenz bei einer Frau als Nachteil zu betrachten, als eine schlechte Eigenschaft, die man tunlichst verbirgt, wie so viele Tanten und Freundinnen eindringlich mahnten, wie du auch nie der Meinung warst, daß eine Frau einzig zur Ehe bestimmt ist, was damals ein äußerst seltener Standpunkt war; aber du machtest dabei damals wie heute einen feinen Unterschied: ich mag zwar intelligent sein, schlaue bin ich deswegen aber noch lange nicht, da mein Geist ein besorgniserregendes Ungleichgewicht aufweist; so mag ich zwar eine Begabung für Studium und für abstraktes Denken haben, erweise mich dafür aber als nahezu schwachsinnig im Kontakt mit der Realität, im Alltag und vor allem im Umgang mit anderen (habe ich doch die absurde Neigung, alles zu glauben, was man mir sagt, vor allem, wenn man mir sagt, daß man mich liebt!). Niemand war so brillant, geistreich und amüsant wie du (obwohl du schon mit einsetzendem Alter – bevor Krankheit und Vergreisung schließlich allem ein Ende setzten, alles mit sich rissen – die Gewohnheit angenommen hattest, dieselben, mittlerweile schalen und witzlosen Anekdoten immer wieder zu erzählen, in einem viel zu schrillen Ton, als fürchtetest du, daß dir sonst niemand zuhören würde; sicherlich in dem Bedürfnis, zu unterhalten, zu glänzen, weiter die Attraktion jeder Zusammenkunft zu sein, obwohl schon unweigerlich feststand, daß du es nicht mehr warst); daß dein scharfer Geist sich oft eines schonungslosen, beißenden Sarkasmus bediente, schien niemanden zu stö-

ren, abgesehen von dem, der in der jeweiligen Situation gerade darunter zu leiden hatte. Du warst ja auch immer von einem Kreis bedingungsloser Bewunderer umgeben, die über deine Sprüche lachten und deine Ausrutscher zu ignorieren wußten, ausnahmslos Männer übrigens, da du – und das ist nicht die unbedeutendste deiner Schwächen – nie in der Lage warst, weil es dich zweifellos auch nie besonders interessierte (du fühlst dich nur unter Männern wohl, die du immer als Gleichgesinnte betrachtet hast, ohne deswegen deine Verführungskünste zu vernachlässigen), eine enge Beziehung zu einer anderen Frau einzugehen, angefangen bei deiner Mutter (in deinen Delirien und nostalgischen Rückblicken, die sich häufen, seit das Alter dich in den letzten Jahren an den Rand einer von Schatten und Geistern bevölkerten Welt führt, tritt die Figur deiner Mutter nie in Erscheinung, während dein Vater so gut wie immer präsent ist) bis hin zu deiner Enkeltochter.

An den Bürgerkrieg habe ich kaum eigene Erinnerungen (ein Kätzchen, das wir aus dem Waschtrog gerettet haben, der Schnitt in meinen Daumen, als ich in der Küche beim Kartoffelschälen half, von dem ich immer noch eine Narbe habe, ein marschierender Soldat, der mir ein Fähnchen schenkte) und keine, in der du auftauchst, aber es gibt zwei Anekdoten, die du so unzählige Male vor Freunden und Fremden wiederholt hast, daß sie allein deswegen eine sinnbildliche Bedeutung bekamen. Erste Anekdote: Eines Tages gehst du mit mir spazieren, ich im Kinderwagen, wir beide äußerst einfach ausgestattet, trotzdem wird eine Gruppe Arbeiterfrauen, dir zufolge von der FAI, dem Anarchistischen Iberischen Bund, auf uns aufmerksam und schlägt uns mit dem be-

drohlichen Ausruf »Hier treiben sich immer noch Faschisten herum!« in die Flucht. Zweite Anekdote: Im Haus meiner Großmutter mütterlicherseits, in das wir vor den Bombenangriffen auf das Stadtzentrum geflüchtet sind, gibt es fast nichts zu essen, alle leiden furchtbaren Hunger und verschlingen, was gerade aufzutreiben ist – Tortillaersatz, Kräuter, die man sonst den Kaninchen übrigläßt, Mehlbrei, Kichererbsen voller Würmer –, nur meine Mutter nicht; bevor du dir derartigen Fraß einverleibst, ziehst du es vor zu hungern; und du bist schon geradezu verschwindend dünn, als es jemandem gelingt, ein richtiges Ei für dich zu besorgen, wie es die wenigen überlebenden Hühner manchmal noch legen, man serviert es dir am Tisch (alle am Rande der Erschöpfung, Papa, der sich als Deserteur der republikanischen Armee versteckte, und sonst alles Frauen, aber trotzdem gab es im Haus immer ein treues Dienstmädchen, das den Haushalt besorgte und am Tisch bediente, und meine Großmutter ging nicht ein einziges Mal ohne ihre Kette mit den Heiligenmedaillons auf die Straße), doch zur allgemeinen Fassungslosigkeit bringst du keinen Bissen herunter und läßt das Ei unberührt stehen. Und die Moral der Geschichte: selbst als Bettlerin verkleidet und zu erbärmlichen Umständen verurteilt bleibt eine echte Prinzessin – man muß dabei nur an die Prinzessin auf der Erbse denken, wenn du auch in deiner Angewohnheit, grundsätzlich allem und jedem zu mißtrauen, beim Erzählen des Märchens den Schluß abändertest und in deiner Version aus der Prinzessin ein listiges Mädchen machtest, bei dem von angeborener Vornehmheit nicht mehr viel zu spüren war – immer eine Prinzessin!

Habe ich aus den Bürgerkriegsjahren auch keine Erinnerungen an dich – ich bin 1936 geboren –, sind die Nachkriegsjahre dafür voll von dir; jene Zeit, in der ich nicht verstehen konnte, warum ich euch, nachdem wir Tag und Nacht immer zusammengewesen waren, plötzlich nur noch so selten sah, denn Papa arbeitete wie ein Wahnsinniger, von dem Gedanken besessen, unserer Familie, vor allem aber dir, nach dem Kriegsdesaster um jeden Preis einen Lebensstandard zu ermöglichen, den er (meines Erachtens irrtümlich) für unser Glück für unentbehrlich hielt; und du, des Eingesperrtseins überdrüssig nach diesen drei Jahren, die sich fast unmittelbar an deine überwachte Jungmädchenzeit angeschlossen hatten, warst kaum zu Hause. Auto fuhrst du so gut oder sogar besser als jeder Mann, darin waren sich alle einig, und das zu Anfang der vierziger Jahre; dein Kraulstil war erstklassig, wettbewerbsreif, ich weiß nicht, wo du ihn erlernt hattest, denn du schienst immer alles zu können, ohne jemals Unterricht genommen zu haben; keine andere Frau hätte es gewagt, deinen hautengen schwarzen Strickbadeanzug, ohne Röckchen oder sonstige Verzierungen, am Strand anzuziehen, selbst wenn sie deine Figur gehabt hätte (wir befinden uns immer noch in jenen beklemmend prüden Jahren, in denen das Gesetz, auch wenn es zumindest in Katalonien offensichtlich niemand respektierte, außerhalb des Wassers das Tragen eines Bademantels anordnete, der erst am Ufer abgelegt werden durfte). Und in der Mädchenschule, die du einige wenige Jahre besuchtest, hast du natürlich nicht gelernt, einen Saum zu nähen oder ein Loch zu stopfen, dafür bereitet es dir aber nach wie vor großes Vergnügen, mit der Schere wild draufloszu-

schneiden und Kleider aufzutrennen – genauso wie du es liebtest, riesige Feuer im Kamin anzuzünden und dabei fast das ganze Haus abzubrennen oder den Garten mit dem Schlauch zu spritzen, bis man ihn schwimmend durchqueren mußte, du kanntest einfach kein Maß! –, und jahrelang, bis deine Augen und Hände dafür zu schwach wurden, gab es Phasen, in denen du regelrechte Strickorgien veranstaltetest, und jedesmal, wenn es dich wieder packte, produziertest du in deiner unglaublichen Geschwindigkeit binnen weniger Tage einen solchen Haufen herrlicher selbstentworfener Westen, Pullover und Schals, daß wir gar nicht mehr wußten, wohin damit. Du hast auch nicht gelernt – weder in der Schule noch im Hause deiner Eltern, wo deine Mutter aller Wahrscheinlichkeit nach nie kochte, sondern die Köchinnen überwachte und sich darauf beschränkte, sie bei ihrer Einstellung über die Gewohnheiten und Vorlieben des Hauses aufzuklären –, ein Steak zu braten oder auch nur Gemüse zu dünsten. Irgendwann hast du mir einmal bezüglich einer Aushilfe gesagt, die Jahre zuvor ein paar Tage unsere kranke Köchin vertreten hatte: »Die Tortilla ist ihr ziemlich mißlungen, aber es ist ja auch sicherlich nicht einfach, eine Tortilla zu machen ...« Du hast deine kulinarischen Talente auf zwei Köstlichkeiten beschränkt; eine davon hatte etwas von einem verbotenen Spiel: im Wasserbad hast du eine Dose süße Kondensmilch erhitzt, die wir – du, mein Bruder und ich – dann löffelweise oder auf einen Toast gestrichen verteilt haben; die andere war fast schon magisch: ein genau zwanzig Minuten lang gekochter Reis (Uhren gehörten immer zu deinen Liebhabereien, und Pünktlichkeit war eine deiner Obsessionen – die du zugegebenermaßen

mit unserem Vater teiltest; bei uns zu Hause wurde Zuspätkommen nicht einfach nur gerügt, es erschien einfach völlig unverständlich, wie etwas so Schwerwiegendes überhaupt passieren konnte –, sogar jetzt noch, obwohl all deine an den Wänden hängenden und auf den Möbeln verteilten Uhren inzwischen stehengeblieben sind oder falsch gehen), dessen einzige Zutaten eine Prise Salz, etwas Öl und zwei Knoblauchzehen waren, die fünf Minuten vor dem Reis ins kochende Wasser kamen, ein Allheilmittel, das sogar bei seelischen Leiden wirkt, und ich frage mich, ob mein Bruder, der ein so anspruchsvoller Gourmet geworden ist, sich bei existentiellen Krisen nicht auch schon hinter riesigen Tellern voll gekochtem Reis verschanzt hat.

Nicht absprechen konnte man dir dafür, daß du die Schule oder das Spracheninstitut, auf jeden Fall aber dein Elternhaus mit guten Französischkenntnissen verlassen hast. Ihr drei Schwestern last Zola, Balzac und Voltaire im Original, was damals unerhört war, drei anständige Mädchen aus bürgerlichem Hause, die mit Autoren vertraut waren, deren Bücher auf dem Kirchenindex standen. Du lieber Gott, was hätte Papas hochtrabende, eingebildete und stockkonservative Familie gedacht und gesagt, wenn sie das gewußt hätte! Vor allem die Großmutter und der Onkel Monsignore, der bei der Weihung eurer neuen Wohnung, von der ich so oft träume – in der Nachkriegszeit (bis wann genau weiß ich nicht) gehörte es zum guten Ton, sein Haus von einem Priester weihen zu lassen, bevor man einzog –, vergeblich eine Herz-Jesu-Abbildung suchte, wie sie in den vierziger Jahren (ob heute noch weiß ich nicht) in einem rechtschaffenen Haushalt über den Kamin ge-

hörte, bis du dich seiner erbarmt und ihn kurzerhand vor ein Christusportrait von Leonardo da Vinci geführt hast. Obwohl sie sicherlich schon ahnten, daß du nicht die ideale Frau für einen der Ihren warst – sie zeigten sich von der Heirat bei weitem nicht so erfreut wie deine Familie – und daß du dich wohl kaum an die Weisungen des *Ratgebers für die perfekte Hausfrau* halten würdest, den sie dir geschenkt hatten, wäre es ihnen doch nie in den Sinn gekommen, daß zu jener Zeit auch mein Vater schon nicht mehr an Gott glaubte (obwohl sein radikaler Atheismus nur wenig mit deinem Agnostizismus gemein hatte, der schon damals, und erst recht mit zunehmendem Alter, phantastische Vorstellungen über die Gegenwart der Toten beinhaltete, die bei Papa undenkbar gewesen wären) und daß dein eigener Vater – mein Großvater mütterlicherseits, den ich leider nie kennenlernte – sich nicht nur zu den Ideen Voltaires und zum Freidenkertum bekannte, dazu bei Zeitschriften kollaborierte, die alles andere als orthodox waren, sondern vermutlich sogar einer Freimaurerloge angehörten.

Du verließst dein Elternhaus also mit einem guten Französisch und passablen Englisch. Und später gelang es dir, mittels sporadisch vernommener Sprachfetzen aus meinen Unterrichtsstunden mit Herta – eine der guten Feen meiner Kindheit, vielleicht sogar die allerbeste, die wenigstens zeitweise die Lücken schloß, die deine Abwesenheit hinterließ – ein wenig Deutsch zu verstehen. Als du – aus Gründen, die ich nur zum Teil nachvollziehen kann, obwohl ich während meiner Kindheit und Jugend oft darüber nachgedacht und dich später sogar danach befragt habe (Papa zu fragen wäre unvorstellbar

gewesen) – sehr jung einen Mann geheiratet hast, den du nicht liebtest, maltest du Ölbilder und Aquarelle, warst sehr geschickt in der Verarbeitung von Leder und Metall, knüpftest Teppiche (vor kurzem zeigte uns mein Bruder in einer Zeitschrift über den Stil der zwanziger Jahre das Modell des Teppichs, den du aus irgendeinem Magazin der Epoche kopiert hattest und der jahrelang unter unserem Eßtisch lag), verziertest stilvoll Objekte aus Glas, hattest mehr Bücher gelesen als jeder, den er kannte (bei uns zu Hause gab es eine richtige Bibliothek, die täglich anwuchs und aus tatsächlich gelesenen Büchern bestand, nicht aus auf Bibelpapier gedruckten und in Leder gebundenen Enzyklopädien und gesammelten Werken, wie sie in vielen Häusern eurer Freunde zumeist das Arbeitszimmer des Mannes schmückten), und hattest einen unerschöpflichen Vorrat an Geschichten; darin übertrafst du jede andere Frau seit Scheherezade, sogar deine Schwestern, und du hättest keine tausendundeine Nächte gebraucht, um selbst von dem frauenfeindlichsten aller Sultane begnadigt und zu seiner Königin erwählt zu werden. Und so fehlten dir zwar viele der Eigenschaften, die Müttern im allgemeinen zugeschrieben werden und nach denen ich mich verzweifelt sehnte, dafür erfülltest du unsere Kindheit aber mit kiloweise im Wasserbad erhitzter süßer Kondensmilch und einer verzauberten Welt phantastischer Geschichten – die meist Märchen oder der klassischen Mythologie entsprangen –, mit denen du unsere Vorstellung von der Welt geprägt hast.

Es war mir ein brennendes Bedürfnis, zumindest teilweise zu verstehen und dir wenigstens teilweise zu verzeihen (du kämst gar nicht auf die Idee, daß es in dei-